

Referat Laax 18. Juli 2010

Preziadas audituras
Preziai auditurs!

Ei fa grond plascher da saver beneventar vus cheu pil cuors da romontsch sursilvan d'uonn. Ed ei fa plascher da communicar a Vus entgins patratgs sur dil lungatg romontsch, sia historia e sia situaziun actuala.

Per buca sclauder quels denter vus ch'entscheiven pér ad aquistar enconuschientschas dil romontsch midel jeu ussa lungatg e continueschel per tudestg.

Ich werde meine Ausführungen in zwei Teile gliedern. Der erste gilt der Geschichte des Rätoromanischen und seiner Charakterisierung als neulateinischer Sprache, der zweite der aktuellen Situation des Bündnerromanischen. Dabei stehen zwei Themen im Zentrum: der Einfluss des Deutschen und die Rolle der neuen Einheitssprache *Rumantsch grischun*.

1. Die Geschichte des Rätoromanischen in Graubünden

Das Rätoromanische ist, wie Französisch, Spanisch, Rumänisch usw., eine neulateinische Sprache, d.h. es ist entstanden als Weiterentwicklung von Sprachgewohnheiten, die romanisierte Völker, die vor dem Kontakt mit Rom andere Sprachen verwendet hatten, nach der Eroberung ihrer Gebiete durch die Römer angenommen haben. (Für das Italienische wäre diese Formel zu modifizieren: Hier wurden innerlateinische Verhältnisse durch die geschichtlichen Ereignisse erneuert und verändert.)

Im Falle des Französischen waren es Gallier, also Kelten, die ihre angestammte Sprache zugunsten des Lateins der Eroberer aufgaben. Im Falle des Spanischen Iberer, in dem des Rumänischen Dakier. Welche Sprachen (es waren sicher mehr als eine) die Einwohner Rätiens sprachen, bevor sie das Vulgärlatein (das gesprochene Latein) ihrer neuen Dominatoren übernahmen, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Das Rätische, dessen sprachliche Zugehörigkeit (indogermanisch oder nicht indogermanisch?) lange Zeit umstritten war (heute neigt man eher zur nicht-indogermanischen These), war wohl nur für einen kleinen Teil der heutigen Rätoromanen Muttersprache, wahrscheinlich nur für die Unterengadiner. Ein grosser Teil der heutigen Rätoromanen dürfte vor der Romanisierung Keltisch, also eine indogermanische Sprache, gesprochen haben. Wie dem auch sei: Die Spuren der sogenannten Substratsprachen, der Sprachen, welche die romanisierten Völker vor der Romanisierung gesprochen hatten, sind im heutigen Rätoromanischen (wie in den anderen romanischen Sprachen) gering. Sie beschränken sich auf wenige lexikalische Elemente in gewissen Bereichen des Wortschatzes und auf Ortsnamen. Vorromanischen Ursprungs sind einige Wörter, die Geländeformen bezeichnen (*crap* ‚Stein‘, *grop* ‚Fels‘, *gonda* ‚Geröllhalde‘), ferner Temini der Alpwirtschaft (*tegia* ‚Alphütte‘, *signun* ‚Senn‘), Namen von Tieren und Pflanzen (*tschess* ‚Adler‘, *ca-*

mutsch ‚Gemse‘, *schember* ‚Arve‘, *puauna* ‚Himbeere‘) und weitere Ausdrücke, die mit der alpinen Lebenswelt zu tun haben (*trutg* ‚Fussweg, Viehweg‘). Viele Namen grösserer Ortschaften sind vorromanisch, so *Arosa*, *Trun*, *Savognin* und viele andere, auch *Chur*. In der Gesamtstruktur der rätoromanischen Sprache, die durchaus lateinisch ist, sind jedoch die vorrömischen Elemente nur ein kleiner Teil, der kaum ins Gewicht fällt.

Viel grösser als der Anteil vorrömischer Sprachzüge ist im Rätoromanischen, und dies seit dem Mittelalter, der Einfluss des Deutschen, das als Kontaktsprache immer wieder auf das Rätoromanische eingewirkt hat und dies auch heute noch tut.

Rufen wir uns kurz einige Eckdaten der rätoromanischen Sprachgeschichte in Erinnerung.

Diese Geschichte beginnt im Jahre 15 v. Chr. mit der Eroberung der alpinen Gebiete, die in der Folge die Provinz Raetia bilden sollten, durch die beiden Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius (den späteren Kaiser). Das Jahr 15 v. Chr. jedoch als Geburtsstunde des Rätoromanischen zu erklären, wie das bei den Feiern vor 25 Jahren zuweilen geschehen ist, kann höchstens als eine missglückte Metapher bezeichnet werden. Abgesehen davon, dass eine Sprache nicht wie ein Kind zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Welt kommt, wissen wir sehr wenig (um nicht zu sagen nichts) darüber, wie rasch und auf welche Weise die Romanisierung Rätiens stattgefunden hat. In der Forschung werden zwei völlig gegensätzliche Positionen vertreten. Die einen glauben an eine frühe und tiefgreifende Romanisierung, die andern halten einen langsamen Prozess, der erst in der Spätantike zum Abschluss gekommen wäre, für wahrscheinlicher. Zwingende Argumente für die eine oder die andere These sind meines Wissens bis jetzt nicht vorgebracht worden. Das völlige Fehlen römischer Meilensteine und die Spärlichkeit lateinischer Inschriften in Graubünden spricht eher für eine späte Romanisierung.

Vom 1. bis ins 5. Jh., bis zum Untergang Westroms (476), bleibt Rätien unter römischer Herrschaft. Nach einem kurzen Intermezzo unter ostgotischer Herrschaft (493-526) kommt Rätien ungefähr in der Mitte des 6. Jahrhunderts zum Reich der merowingischen Franken. In der Zeit der fränkischen Herrschaft (ca. M. 6. – M. 9. Jh.) geniesst das jetzt Churrätien (Raetia Curiensis) genannte Gebiet eine ziemlich weitgehende politische Selbständigkeit. Einheimische Geschlechter, vor allem die im Vorderrheintal beheimateten Viktoriden (nach einem Vorfahren Zacco auch Zacconen genannt), stellten den obersten Machthaber, in dessen Hand geistliche und weltliche Gewalt, das Bischofsamt und das Amt des Praeses Raetiae, vereinigt waren. Mit dem Tod des letzten Vertreters dieser Familie, Bischof Tello (765), ändert sich diese Situation, die auch für die Entwicklung der einheimischen Sprache günstig gewesen war. Karl d. Grosse ergreift die Gelegenheit, Raetien organisatorisch straffer in sein Reich einzubinden. Er trennt die geistliche von der weltlichen Gewalt und setzt an die Stelle des bisher einheimischen Praeses einen deutschen Grafen. Damit ist für Raetien eine folgenschwere „Wende nach Norden“ eingeleitet. Mit dem deutschen Grafen kommen deutsche Gefolgsleute ins Land. Die neue kulturelle

und sprachliche Ausrichtung der Oberschicht nach dem germanischen Norden ist für das Schicksal der rätoromanischen Sprache fatal. Weitere Reorganisationen in der Mitte des 9. Jahrhunderts verstärken den neuen Trend: Im Vertrag von Verdun 843 wird Rätien dem ostfränkischen Reich Ludwigs des Deutschen zugeteilt. Gleichzeitig wird das Bistum Chur von der Erzdiözese Mailand abgelöst und neu dem Erzbistum Mainz eingegliedert. Von da an sitzen fast ausschliesslich Deutschsprachige auf dem Churer Bischofsstuhl.

Diese Vorgänge sind mindestens teilweise dafür verantwortlich, dass sich im rätischen Mittelalter kein kulturelles Zentrum rätoromanischer Prägung bilden konnte. Chur, das für diese Rolle prädestiniert gewesen wäre, war in seiner Oberschicht schon weitgehend germanisiert, wenn auch die allgemeine Umgangssprache bis zum Stadtbrand von 1464 vorwiegend rätoromanisch war.

Diese Situation erklärt auch, dass wir praktisch keine schriftlichen Zeugnisse des Rätoromanischen aus dem Mittelalter besitzen. Im Vergleich zu anderen romanischen Sprachen ist die Bilanz mehr als mager. Wir kennen ganze drei Zeugnisse des mittelalterlichen Rätoromanischen. Das älteste, die sogenannte *Würzburger Federprobe* (10. oder 11. Jh.), besteht aus fünf Wörtern. Das zweite, bekannt unter dem Namen *Einsiedler Interlinearversion* (wahrscheinlich spätes 11. Jh.), ist etwas ergiebiger. Ein einheimischer Geistlicher hat in einem lateinischen Predigttext über den Zeilen eine rätoromanische Übersetzung notiert, wahrscheinlich als Vorbereitung für eine Predigt in der einheimischen Sprache. Es sind zwar auch nur 15 Zeilen, aber immerhin erlaubt der Text einige Einsichten in den Sprachstand des mittelalterlichen Rätoromanischen. Der dritte Text, eine Zeugenaussage aus dem Münstertal von 1389, besteht nur aus zwei Sätzen¹.

Die Umorientierung Rätiens nach dem germanischen Norden, von der die Rede war, führte zu einem wachsenden Einfluss des Deutschen auf die rätoromanische Sprache in ihren führenden Schichten. Neben dieser Germanisierung von Innen war jedoch das Rätoromanische schon seit längerer Zeit auch von aussen her durch das Deutsche zurückgedrängt worden: Seit dem Ende des 5. Jh.s sind erste Alemannensiedlungen im heute st.gallischen Rheintal bezeugt, und in der Folgezeit beobachtet man ein sukzessives Vorrücken der Alemannen rheintalwärts. Die Ortsnamenforschung belegt im Gebiet nördlich von Chur eine lange Phase deutschromanischer Zweisprachigkeit, die erst im 12. Jh. mit dem Sprachwechsel zum Deutschen endet.

Eine ganz andersartige Welle von Germanisierung setzt mit der Ansiedlung von Walsern in Graubünden ein. Seit dem Ende des 13. Jh.s bilden sich auf Einladung einheimischer Feudalherren vielerorts Kolonien von aus dem Oberwallis ausgewanderten Bauern, die in Graubünden, Unterrätien und am Südrand der Alpen neuen Lebensraum suchen. Die tüchtigen und unternehmerischen Neusiedler, die zunächst mit klimatisch rauen Höhenlagen Vorlieb nehmen mussten, drangen zusehends in tiefere, vorher

¹ Cf. LIVER 2010:86-92.

von Romanen bewirtschaftete Lagen ein. Zwischen dem 14. und dem 16. Jh. wurden Davos, das Schanfigg und das Prättigau germanisiert.

Die sprachliche Situation im 15. Jahrhundert, im Freistaat der Drei Bünde, lässt sich kurz etwa so zusammenfassen: Auf der Ebene des mündlichen Sprachgebrauchs herrschte im grössten Teil des Landes das Rätoromanische, allerdings konkurrenziert und zurückgedrängt durch das Deutsche im nördlichen Rheintal, in der Hauptstadt Chur und in den Walsergebieten. Im schriftlichen Gebrauch löst das Deutsche das Lateinische als Amts- und Verwaltungssprache ab. Obschon jeder der drei Bünde mehrsprachig war (der Zehngerichtenbund mindestens anfänglich), galt das Deutsche als einzige Amtssprache. Nur im Oberengadin und in den italienischsprachigen Südtälern blieb die Notariatsprache bis in die Neuzeit hinein lateinisch.

Im 16. Jahrhundert ändert sich diese Situation, zuerst im Engadin. Verschiedene Autoren beginnen, in der einheimischen Sprache zu schreiben. Dass die Schriftlichkeit nicht schon früher eingesetzt hat, wie in anderen romanischen Ländern, hängt wesentlich mit den geschilderten historischen und kulturellen Voraussetzungen zusammen. Warum sie aber gerade hier und jetzt auftritt, verlangt nach einer Erklärung.

Drei Faktoren, die freilich in vielfältiger Weise miteinander verknüpft sind, spielen eine wichtige Rolle: Die Reformation, der Humanismus und das geistige Klima im Engadin des 16. Jahrhunderts. Die beiden wichtigsten Druckwerke, die am Anfang der engadinischen Schrifttradition stehen, sind die Übersetzung des *Neuen Testaments* ins Oberengadinische (*puter*) durch Giachem Bifrun (1560) und das *Cudesch da psalms* von Durich Chiampel (1562), eine Sammlung von Psalmen und Kirchenliedern in Versform auf *vallader*, dem Idiom des Unterengadins.

Es gehörte zu den Anliegen der Reformation, die Gläubigen in ihrer Muttersprache zu erreichen. Die Bibelübersetzung von Martin Luther, die diese Forderung erfüllte, wurde gleichzeitig zu einem Meilenstein in der Geschichte der deutschen Schriftsprache. Es wäre vermessen, Bifrun einen engadinischen Luther zu nennen. Seine Übersetzung ist zwar eine grosse Leistung, wenn man bedenkt, dass das Rätoromanische zu seiner Zeit als untauglich für den schriftlichen Ausdruck angesehen wurde. Die Genialität der Lutherübersetzung kann man ihr jedoch bei objektiver Betrachtung nicht zugestehen. Dennoch: Der erste Versuch einer rätoromanischen Bibelübersetzung hat das Rätoromanische zum ersten Mal auf den Stand einer Schriftsprache erhoben.

Bifrun war nicht Theologe, sondern Jurist. Er wirkte im Oberengadin als Landammann, Abgeordneter zu den Bundestagen, Richter und Notar. Dennoch kann man ihn zu den Promotoren der Reformation im Engadin zählen, nicht nur wegen seiner Bibelübersetzung; er unterstützte die neue Lehre auch als Politiker.

Als zweites Stichwort neben der Reformation habe ich den Humanismus genannt. Humanistisch gebildet waren auch die deutschen und die Schweizer Reformatoren, und dasselbe gilt für Bifrun und Chiampel. Bifrun unterhielt Kontakte zu den Zürcher Reformatoren. 1523-26 studierte er

Rechtswissenschaft in Paris. Chiampel, über dessen intellektuelle Laufbahn wir weniger wissen, gehört wie sein Lehrer Philipp Gallicius zu den bedeutendsten Reformatoren des Engadins. Seine humanistische Bildung kommt in den lateinischen Werken *Raetiae alpestris topographica descriptio* und *Historia Raetica* zum Ausdruck.

Der hohe Bildungsstand der engadinischen Autoren, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ihrer Muttersprache zu schreiben beginnen, lässt sich auch direkt aus den Texten ablesen. Die Prosa von Gallicius, Bifrun und Chiampel zeichnet sich dort, wo sie original (nicht übersetzt) ist, durch einen erstaunlich hohen Grad von Stilelementen aus, der auf eine Bildung schliessen lässt, die sich an etablierten Nachbarsprachen (deutsch, italienisch, französisch) und am Latein orientieren. Der Satzbau ist kompliziert, der Wortschatz differenziert, es werden Stilfiguren verwendet. Zudem fehlt es nicht an Bemerkungen, die auf ein gesundes politisches und kulturelles Selbstbewusstsein der Engadiner schliessen lassen.

Dass die kulturelle Reife und der Bildungsstand im Engadin des 16. Jahrhunderts eine für ein abgelegenes Bergtal ungewöhnliche Höhe erreicht hatten, zeigt auch die Biographie von Gian Travers, der als erster Autor des Engadins gelten kann. Seine *Chianzun dalla guerra dagl Chiaste da Müs* (1527) wurde zwar zu Lebzeiten von Travers nie gedruckt und ist erst in Handschriften des 17. Jahrhunderts überliefert. Das Versepos, das eine Episode der Bündner Geschichte erzählt, in der Travers selbst eine wichtige Rolle spielte, ist das erste grössere Werk der rätoromanischen Literatur. Der Oberengadiner Travers (*1483 in Zuoz) spielte in Politik und Kultur seiner Heimat eine bedeutende Rolle. In den Diskussionen um die neue Konfession wirkte er vermittelnd. Er selbst trat erst spät (1552) zur Reformation über.

Im rheinischen Gebiet setzt die schriftliche Tradition etwas später ein. Bestimmt gab es hier wie auch im Engadin Vorläufer der ersten bekannten Schriftwerke. Was im Laufe des 17. Jahrhunderts in surselvischer und sutselvischer Sprache geschrieben wurde, steht fast ausschliesslich im Dienste der konfessionellen Auseinandersetzungen zwischen dem sich festigenden Protestantismus und dem angestammten Katholizismus, der sich im Zuge der Gegenreformation bemüht, seinen Standpunkt zu vertreten und verlorene Positionen zurückzuerobern.

Da ist auf protestantischer Seite der sutselvische Katechismus des Daniel Bonifaci (1601) zu nennen, dann das Erbauungs- und Unterweisungsbuch *Il Vêr Sulaz da pievel giuvan* (1611), das der aus dem Engadin stammende Pfarrer Steffan Gabriel auf surselvisch verfasste. Sein Sohn Luci Gabriel, in der Surselva aufgewachsen, publiziert 1648 seine surselvische Übersetzung des Neuen Testaments.

Auf katholischer Seite sind, nebst anderen, der gebürtige Lombarde Gion Antoni Calvenzano und der Lugnezer Balzer Alig zu nennen. Calvenzano hatte schon 1611 einen Katechismus in sutselvischer Sprache veröffentlicht. 1615 liess er eine surselvische Version folgen. Balzer Alig publizierte 1674 seine *Epistolas ad Evangelis*, die zu einem grossen Teil wörtliche Übersetzungen von Bibeltexten enthalten.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, dass sich die rätoromanische Schriftsprache von ihren Anfängen an in regionalen Varianten entwickelt hat. Nicht einmal im Engadin kam es zu einer übergreifenden Version. Im Gegenteil: Chiampel begründet seine Wahl des Vallader im *Cudesch da psalms* mit den Worten: „siand chia blears d’Ingiadina Dsuot plaundschan fick par quai, ch’eous wlessen chia è fuss u ngiss schquitschad oura in-qualchiaussa eir in lg plaed d’Suott Puunt Auta, ilg qual saia ad eaus plü im amm, plü chioendsch è leiu dad imprender è da lèr“ (p. XX).

Nach diesen Bemerkungen zur Geschichte des Rätoromanischen, die nicht mehr als eine unvollständige Skizze sind, wollen wir uns abschliessend mit der heutigen Situation des Rätoromanischen beschäftigen.

2. Zur aktuellen Situation des Rätoromanischen

Der „Tod des Rätoromanischen“ wird seit langem beschworen. Dass die Sprecherzahlen des Rätoromanischen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dramatisch abgenommen haben, ist eine belegbare Tatsache. Ebenso, dass heute jeder erwachsene Rätoromane deutsch-romanisch zweisprachig ist und oft sogar eine bessere Kompetenz im Deutschen als im Romanischen erreicht. Ganze Regionen weisen eine zunehmende Germanisierung auf, so, unter dem Einfluss des Fremdenverkehrs, das Oberengadin, in Mittelbünden, wo die Nachbarschaft der deutschsprachigen Hauptstadt Chur eine Rolle spielen dürfte, das Domleschg und der Heinzenberg, wo nur noch spärliche Relikte des Rätoromanischen weiterleben.

Aber auch in den sprachlich noch wesentlich intakteren Regionen wie der Surselva und dem Unterengadin unterhöhlt das Deutsche, das allen Romanen geläufig ist und in vielen Bereichen ihres Berufslebens dominiert, schleichend die Substanz der Sprache (in der Surselva wohl stärker als im Engadin).

Als sich im 19. Jahrhundert sprachbewusste Rätoromanen Sorgen machten um den Rückgang des Rätoromanischen, kam die Idee auf, durch eine einheitliche Schriftsprache die Zersplitterung der Rätoromania in fünf Schriftidiome zu überwinden und damit die Position des Rätoromanischen zu stärken.

Der aus Domat-Ems gebürtige Gion Antoni Bühler (1825-97), Kantonsschullehrer in Chur, entwarf zu diesem Zweck das vorwiegend surselvisch-basierte *romansch fusionau*. Aber der Versuch, dieses Konstrukt durchzusetzen, scheiterte, genauso wie derjenige, den fast ein Jahrhundert später der Surmiran Leza Uffer (1912-82) lancierte. Sein *interrumantsch* geht vom Idiom des Oberhalbsteins (surmiran) aus, das er von den auffälligsten lokalen Zügen befreit und nach einem puristisch am Latein ausgerichteten Ideal gestaltet hatte.

Wesentlich professioneller als Bühler und Uffer ging der Zürcher Romanist Heinrich Schmid (1921-99) vor, als er 1982 im Auftrag der *Lia Rumantscha* die Einheitssprache *rumantsch grischun* entwickelte. Seine Grundkonzeption fusst auf dem Prinzip des grössten gemeinschaftlichen Nenners: Wo Sursilvan und Vallader, die beiden vitalsten Idiome, übereinstimmen, wird deren Form gewählt. Wenn sie sich unterscheiden, spielt

das Surmiran das Zünglein an der Waage. Natürlich gibt es zahlreiche Fälle, in denen diese einfache Regel nicht anwendbar ist. Hier auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Gesamthaft kann man der Lösung von Heinrich Schmid sicher attestieren, dass sie auf die Sensibilität der verschiedenen Sprachgruppen Rücksicht nimmt und darauf bedacht ist, jeder von ihnen so wenig Opfer wie möglich zuzumuten.

Dennoch ist es um die Akzeptanz der neuen Schriftsprache nicht zum besten bestellt. Viele Rätoromanen, vor allem Engadiner, aber auch Angehörige anderer Sprachgruppen, empfinden das RG als fremd und künstlich. Manche nehmen es den Instanzen, die das RG propagieren, übel, dass anfänglich beteuert wurde, die Einheitssprache solle nur für überregionale Belange zur Anwendung kommen und keinesfalls die bestehenden Schriftidiome verdrängen. Spätestens mit der Einführung des RG in die Schule (ab 2007) ist dieses Versprechen gebrochen worden. Neue Untersuchungen (Renata Coray 2010) zeigen, dass die Aussagen der politischen Instanzen und die Einstellung der Sprachteilnehmer, was die Akzeptanz des RG angeht, beträchtlich auseinanderklaffen.

In der ganzen Diskussion um das RG und die Chancen, der künstlich geschaffenen Einheitssprache zum Durchbruch zu verhelfen, wird aus meiner Sicht ein entscheidender Faktor viel zu wenig gewichtet: die Kleinheit der rätoromanischen Sprachgemeinschaft.

Wenn man sich vergegenwärtigt, auf welche Weise in anderen, viel grösseren Sprachgemeinschaften sich eine überregionale Schriftsprache herausgebildet hat, wird einem rasch klar, dass im Falle des Rätoromanischen die Erfolgchancen für eine Einheitssprache beschränkt sind.

Nehmen wir nur das Beispiel des Italienischen. Die heutige Hochsprache Italiens, die so unterschiedliche Dialektgebiete wie Sizilianisch, Neapolitanisch, Umbrisch, Venezianisch, Lombardisch überdacht (um nur einige zu nennen), beruht bekanntlich in ihrer linguistischen Form auf dem Toskanischen. Dass gerade diese Region Trägerin der Gemeinsprache geworden ist, hängt mit kulturellen Faktoren zusammen: Toskanisch schrieb im 14. Jahrhundert (im Trecento) die drei überragenden Autoren Petrarca, Dante und Boccaccio, genannt „le tre corone“. An ihrem Sprachgebrauch richtete sich in der Folge die Sprachpraxis der italienischen Elite mehrheitlich aus. Es sollte jedoch Jahrhunderte dauern, bis sich die italienische Schriftsprache wirklich durchsetzte. Erst mit der politischen Einigung Italiens im 19. Jahrhundert und mit der sprachlichen Leistung eines weiteren grossen Schriftstellers, Alessandro Manzoni, wurde das toskanisch geprägte Schriftitalienisch zur Sprache des ganzen Landes.

An den komplizierten Prozessen, die im Laufe der Jahrhunderte die sprachliche Einigung Italiens ermöglichten, waren Unzählige beteiligt, nicht nur Prominente, sondern auch die gewöhnlichen Sprachbenutzer, die durch ihren Sprachgebrauch (im Mündlichen wie im Schriftlichen) zur Festigung der sprachlichen Norm beitrugen.

Zurück zum Rätoromanischen Graubündens. Auch die Sprachträger dieser Kleinsprache haben seit Jahrhunderten Erstaunliches geleistet, und sie tun es immer noch. Man kann jedoch die Augen nicht vor der Tatsache

verschliessen, dass die Kleinheit der Sprachgemeinschaft es mit sich bringt, dass die kritische Masse an Sprachverwendern fehlt, die einer gemeinsamen Schriftsprache zum Durchbruch verhelfen könnte. Und wenn viele der kulturell Aktiven erst noch Reserven haben gegenüber einer neuen Schriftnorm, sind die Erfolgchancen noch geringer. Kommt hinzu, dass die Rätoromanen für ihren schriftlichen Ausdruck neben der einheimischen Sprache auch das Deutsche zur Verfügung haben, eine etablierte Schriftsprache, die in vielen Bereichen ihres Lebens dominiert.

Fassen Sie bitte diese Überlegungen nicht als Ausdruck von Resignation auf. Das Rätoromanische, das ist meine Überzeugung, wird auch ohne einen durchschlagenden Erfolg des RG weiterleben, im schriftlichen Gebrauch in der Form der regionalen Schriftsprachen (Idiome), im mündlichen in der aktiven Verwendung der Sprache im Alltag.

Preziada raspada,

jeu sperel che quellas ponderaziuns per part criticas freinien buca Vies slontsch da s'avischnar al romontsch, quei bellezza lungatg. Il cuntrari less jeu encuraschar Vus da contribuir alla lavur intellectuala vid il romontsch ed a gidar aschia a mantener el en sia vitalitad.